

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

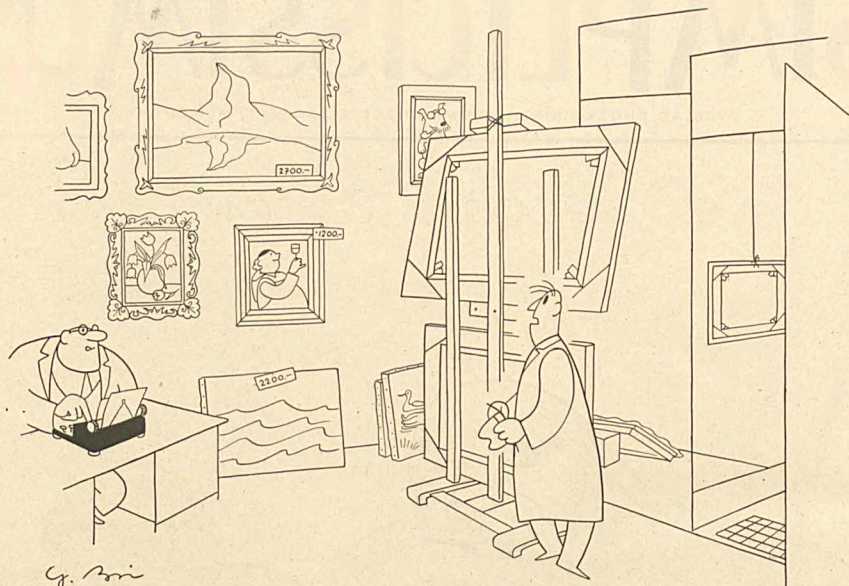
OLAF GULBRANSSON 43

ATLANTIK-CHARTA



„Papa Neptun, da bringe ich dir etwas Lustiges zum Lesen — das scheint jemand über Bord geworfen zu haben!“

La "Carta Atlantica," : "Papà Nettuno, èccoti qualcosa d' allegro da leggere ... Pare che qualcuno l' abbia buttata giù da bordo in mare!..



„... ja, aber nur gegen Abgabe alter Bilder!“

“... eh sì, ma soltanto verso consegna di quadri antichi!..”

Herr und Frau Schnutenfeger

Von Paul Westergaard

Kürzlich las ich in einer ausländischen Zeitung, daß ein Barbier zum Leiter für das Amt für Hygiene und Gesundheitswesen der Hauptstadt seines Landes berufen wurde.

Unwillkürlich mußte ich dabei an meinen früheren Barbier Schnutenfeger denken, der in einer stillen Seitenstraße unweit des Hauptbahnhofes sein Ladengeschäft hat. Ihn würde es gewiß freuen, wenn er erfahren könnte, daß einer seiner Kollegen zum Direktor des besagten Gesundheitsamtes avancierte.

Ob ich ihm daher nicht meine Aufwartung machen soll, um ihm davon zu berichten?

Es war freilich schon recht lange her, seit ich seine Barbierstube das letztemal aufsuchte. Ich siedelte nämlich vor einigen Jahren in einen anderen Stadtteil über, wo ich das Vergnügen habe, von einem Barbier bedient zu werden, der um ein nicht Geringes propädeutischer ist als Schnutenfeger. Frau Schnutenfeger half immer fleißig mit im Geschäft. Sie pflegte einzuseifen, während er schabte. Ich habe noch heute eine Narbe, die ich geduldig trage als eine Erinnerung an Schnutenfeger und sein Messer.

Frau Schnutenfeger indessen, die verstand ihr Handwerk, das muß man ihr lassen. Das spassigste aber dabei war, daß man beim Einseifen immer riechen konnte, was es bei Schnutenfegers zum Mittagessen gab.

„Nal!“ neckte ich sie einmal, „heute gibt es bei Ihnen Hering, Frau Schnutenfeger.“

„Wieso wissen Sie denn das?“ erwiderte sie maß-

los verwundert. „Das können Sie doch gar nicht gerochen haben! Ich habe die Heringe ja noch gar nicht auf die Planne gesetzt! Bloß ausgenommen habe ich sie.“

„Ja, eine gewisse übernatürliche Begabung —“, erklärte ich geheimnisvoll.

Aber eines Tages sollte ich den kürzeren ziehen. Es war mir nämlich trotz meines ausgesprochenen Geruchsinnes unmöglich festzustellen, was das Ehepaar diesmal zu Mittag essen würde.

„Nun, Herr Petersen, heute können Sie schwerlich erraten, was wir essen“, lächelte Frau Schnutenfeger und entblößte dabei ihren einsamen Vorderzahn.

„Nein, wirklich nicht. Heute ist mir meine übernatürliche Begabung versagt geblieben. Offenbar weil es draußen so neblig ist...“

„Nein, Herr, ihre Begabung in allen Ehren. Doch wenn ich Ihnen etwas anvertrauen darf, wir essen nämlich heute bei meinen Schwiegereltern.“ Da hatte ich es! Es war also auf eine Art ganz unterhaltsam und nett in Meister Schnutenfegers Barbierstube. Und je mehr ich nachdenke, habe ich wahrhaftig ein schlechtes Gewissen, daß ich mich so lange nicht bei ihm sehen ließ.

Nun aber werde ich gehen. Gleich morgen schon. Er muß doch auch wissen, daß einer seiner Kollegen es zum leitenden Direktor des Amtes für Hygiene und Gesundheitswesen gebracht hat! Er wird sich darüber freuen und stolz sein. Also werde ich gehen — man soll energisch sein. Wenn auch die Propädeutik — — — na ja — — und so weiter... (Aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

ALARM

»Dies hier«, so sprach's im Traum, »ist die Hyäne. Sie ist weit über hundert Jahre alt...«

Ich sah sie an, die gräßliche Gestalt, und harrte zaghaft die gefräubte Mähne. Wutgefernd bleichte sie die gelben Zähne...

Was ist?... Jäh fuhr ich aus des Traumes Schacht. Was ist denn?... Vollmondglänzend schwebte die Nacht.

Ich lautete...

Und da heulte die Sirene.

Getigert war mit einem Mal der Himmel. Fahrgelbe Bänder zuckten hin und her, durchschlingelten das Wolkenchaumgewimmel. Und ferne Schläge hör' ich, dumpf und fchwer...

So fchwer und dumpf kfhug auch in mir das Herz, kfhugen viel taufernd Herzen allerwärts...

Aber, o Wunder, hordh, im Nachbargarten, im finstern Stälchen, hub der madre Hannah fein frohe Morgenleut zu krähen an, als könnit' er's nimmer, nimmermehr erwarten.

Vertrauter, lieber, tröstlicher Gefang! Der Tag bricht an — er dauert nicht mehr lang!

Dr. Oetiglaß

Der Europaverteiler

(Wilhelm Schulz)



„Vorläufig müßt ihr mit dem Papier vorlieb nehmen. Das soll aber nur die Vorspeise sein, die richtige Mahlzeit kommt erst nach dem Kriege!“

Il dispensiere d' Europa: "Per ora dovete accontentarvi della carta. Ma questa deve essere soltanto l' antipasto; il vero pasto viene solo dopo la guerra!.."

DAS SPUKBEGRÄBNIS

VON ADOLF JOHANSSON

Nur zwei Dinge waren es, die den alten Ehrenmann, den Major auf Elgdala, quälten, aber sie waren auch im höchsten Maße widerwärtig. Erstens gab es auf Gottes grüner Erde nichts, was ihm seine Seelenruhe so rauben konnte wie die verdamnten Wildleibe, die immer wieder auf seinem Grund und Boden ihr Wissen trieben.

Zweitens ... Schl! — Der strengste Tagesbefehl, den der alte Major in seinem ganzen Leben herausgegeben hatte, handelte gerade von diesem — zweiten: Das dumme Gerede sollte endlich ver-

stummen! Aber wenn es doch zu hören gelästerte, der brauchte nur an der Knechtsstube und an der Mägdekammer zu lauschen.

„Der Teufel soll mich holen, wenn sie sich jetzt nicht wieder gezeigt haben!“

Es verhielt sich nämlich so, daß der Major einen Sohn gehabt hatte. Es war zwar ein pflüchtiger Mensch gewesen, aber ein biblisch leibsinig, ein Herzensknicker und fröhlicher Gesellschafter und ein großer Zecher. Jetzt war er schon seit ein paar Jahren tot, und sein Sarg hatte in dem großen öden Korpseicher am Waldrande gestanden. Wie es auch sein sollte, als war gewiß: er fand keine Ruhe in seinem Grab, obwohl die alte Lena, die Gutsmagd, die fast als einzige der Diensthenden dem jungen Leutnant von Herzen gut gewesen war, den Sarg heimlich eine Schaufel Feuerkohlen nachgeworfen hatte als er fortgetragen wurde. Aber es war ihr nicht gelungen, ihm heimlich Leinensamen zuzustecken, der zwischen Mitternacht und dem ersten Hahnenschrei helfen sollte. Daran scheiterte es wohl, glaubte man in der Gesindestube.

Vor einigen Monaten war die Hausmagd eines Nachts, als schon alle Lichter auf dem Hofe gelöscht waren, halb angetrieben mit dem großen Schlüsselbunde in der Hand über den Grasplatz geschlüpft, und als sie zufällig durch das Herz in der Tür hinausschaute, sah sie, wie der Leichenzug aus dem Korpseicher herausgezogen kam.

Es waren schwarzgekleidete Herren in steifen Hülsen und kreideweißen Handschuhen. Sie trugen den Sarg, und der letzte blieb einen Augenblick stehen, um die Tür des Schuppens zu schließen — ganz wie damals, als sich der wirkliche Leichenzug einst in Bewegung gesetzt hatte.

Was die Hausmagd gesehen hatte, verbreitete sich natürlich wie ein Lauffeuer, und ebenso fest wie jeder Gutsangestellte daran glaubte, so ergrimmte der Major über dieses lästerliche Gerede. Aber er war ja auch nicht dabei gewesen, als die Hausmagd in jener Nacht totenblich und dort zitternd gelegen hatte.

Es war gerade an einem solchen Abend, als der Major plötzlich durch einen heiligen, vom Hof kommenden Schrei aus seinen Träumen gelöst wurde. Schneller als er es selbst für möglich gehalten hatte, war er aufgesprungen und hatte hinter der Gardine hinausgeschaut. Ein kelter weißer Septembermond funkelte in den Taupfropfen des Grases, und der schwarze Schatten des Korpseichers zeichnete sich scharf auf dem weißen Hofplatz ab.

Dort unten stand eine der Stallmägde, die Hände am Kopf, wie am Boden festgewurzelt.

Und zehn Schritt vor ihr ... ja, Schoden, schwarzwort ... Herjesses ... der Leichenzug!

Es war also wahr, Lautos zog er mit dem Sarge vorüber. Die Männer stemmten ihre eine Schulter unter dem schweren Sarg hoch in die Höhe, und die Schatten folgten ihm die lange gewundene Riesenlechnen. Der Wald lag dicht neben dem Schuppen, und dort schien sich der Leichenzug aufzulösen und zu verflüchtigen. Früh am anderen Morgen stand

der Verwalter, den der Major hatte ruhen lassen, an der alten wurmstichigen Tür und drehte seine Mütze in der Hand. „Nun, Andersson“, begann der Major, „willst du heut nacht im Korpseicher schlafen?“

„Aber“, kam die zögernde Antwort, „Herr Major wissen, daß ... und erst vorige Nacht ...“

„Du kriegst auch eine Belohnung. Und du kannst dir auch noch einen Mann mitnehmen. Ich will, daß dies ewige — hm — Gerede ein Ende hat, verstehst du? Na, ist es abgemacht?“

„Ja, Herr Major, dann ist's wohl abgemacht.“

Als es Abend wurde, saßen der Verwalter und der Großknecht in einer der großen Korkisten versteckt. Über den Boden sickerte das Mondlicht in einen schmalen Streifen hinein und leuchtete in den Taupfropfen des Spinnwebes vor der Fensterleiste. Ab und zu knabberte eine Maus unter dem Fußboden, und hin und wieder tickte die Totenuhr in den Wänden. Abgesehen von dem Lichtstreifen war es pechschwarz in dem großen Speicher. An der äußersten Giebelwand hatte der Sarg einst auf schwarzen Holzböcken gestanden. Dorthin blinnte auch häufig die scheuen und ängstlichen Glitze des Verwalters und des Großknechts.

Die Stunden verrannen. Der Wind rauschte, und der Zweig eines Baumes schlug gegen die Wand. Der Verwalter dachte an die Schnapfflasche, die er in seine Jackentasche gesteckt hatte, und stieß den Knecht in die Seite. Kluck, kluck, klang es durchs Dunkel.

Plötzlich wurde es an der Tür hell. Ein Strom von Mondlicht fiel herein. Dann wurden zwei Schatten sichtbar, und im nächsten Augenblick traten die ersten Herren des Leichenzugs mit dem Sarg über die Schwelle. Die Gesichter waren kreideweiß, und die Schatten sahen im Mondlicht blau aus. Ein Paar der steifen Kirchenhüte nach dem anderen neigte sich in der Türöffnung, wenn sich ihre Träger auf der Schwelle bückten.

Kurze Zeit darauf krochen zwei verängstigte Menschen mit klappernden Zähnen aus der großen Türschwelle heraus.

Der Major fluchte durchaus nicht, als er vernahm,

wie die Sache abgelaufen war, er verdoppelte nur die Belohnung, wenn der Verwalter noch eine Nacht im Korpseicher zubringen wollte. Aber wenn es das Zahnfahne geboten hätte, wäre es doch vergeblich gewesen.

Und das Gesicht von dem Spukleichenzuge bräutete sich so aus, daß ein paar Mägde kamen und um ihre Entlassung bat. Der Major überlegte ernsthaft, ob er nicht das ganze berüchtigte Gebäude abreißen lassen sollte.

Ehe es so weit kam, ereignete sich jedoch etwas, was das Abreißen des Schuppens völlig unnötig machte.

Es war eine kalte Septembernacht, und der Major konnte keinen Schlaf finden. Er wälzte sich in den verschwitzten Bettlaken, die an seinem Körper klebten und all seine Bewegungen folgten.

Wie gewöhnlich hatte der Major über die Wildleibe nachgedröhrt und konnte darüber nicht einschlafen.

Plötzlich richtete er sich im Bett auf. Es war erst zwei Uhr. Jetzt wollte er der vermalenden Wildleibe ein Ende machen. Ein Exempel statuieren.

Er zog sich an, füllte seine Schnapfflasche und schlich sich die marierende Treppe hinunter.

Ah! Die Nachtluft schlug ihm kalt und feucht entgegen. Der Major schob seinen Hut aus der Stirn und atmete tief. Die Dämmerung lag blau über dem Hofplatz, wo der Tau in den Gräsern glitzerte. Der Wald stand schwarz hinter dem Korpseicher, und jenseits leuchtete das Moor durch das lichte Föhrengehölz. Am Moore hatte sich der Major in einer Weidendickung ein weiches Lager bereitet, dorthin lenkte er seine Schritte, um im Wildleibe aufzulauern.

Das Warten in der Weidendickung wurde ihm lang. Eine kalte Feuchtigkeit stieg vom Moore auf — Endlich graute der Morgen.

Plötzlich duckte sich der Major tiefer und spähte durch die Zweige. Ein Absatzeisen klirrte gegen einen Stein am Waldrande, und ein Gesicht mit roten kurzen Schnauzbart und blitzelnden Augen tauchte hinter den Zweigen auf. Im nächsten Augenblick war es wieder verschwunden, aber der Major hatte die kleinen Fuchs-Olle, die raublusternen Züge des Kätnerburschen erkannt. Ok kroch auf allen vier nach einer Schilfbank hinaus, die etwa zwanzig Meter von dem Versteck des Majors entfernt lag. Hin und wieder wandte er den Kopf und guckte mißtrauisch nach allen Seiten aus.

Ein kapitaler Elchbuck trat aus den Büschen des Waldes und schritt mit wiegendem Gang über das Moor. Ja, das war der Zwölfender, der ihm vor ein paar Tagen gemeldet worden war. Der Atem dampfte ihm aus den Nüstern, als er in fünfzig Schritt Entfernung die gebogene Muffel hob und im Winde schnob. Pängl!

Der Major fuhr wie von einer Natter gestochen in die Höhe. „Ha — das verfluchte Luder ...“

Schäumend vor Wut stand der Major vor dem unglücklichen Schützen. Fuchs-Olle ließ alles über sich ergehen. Er starrte mit hoffnungslosem Blick vor sich hin. „... anzeigen und Gefängnis ...“

Der Ländte. Olle begann endlich zu begreifen. Streckte die gefalteten Hände dem Major entgegen. „Nein, nein, kein Gefängnis ... Die Mutter liegt krank zu Haus und kann sich ohne mich nicht helfen. Um Gottes willen, bester Herr Major, meine Mutter!“

Nun war es so, daß der Major trotz seines barschen Äußeren ein weiches Herz in der Brust trug. Sein weißer Knebelbart zitterte. „Hm, hm, ja, deine Mutter, ja ...“

Die tiefen Stimme wurde immer eindringlicher. Der Major räusperte sich. „Na ja, ich will Gnade vor Recht ergehen lassen — deiner Mutter wegen — wenn du ein paar Nächte im Korpseicher wachen willst. Du kriegst auch ehrlitz bezahlt, und wenn du den Spuk dort aus der Welt schaffst ...“

Olle blieb nichts anderes übrig, er mußte den Auftrag annehmen, und obwohl ihm übel zumute war, dankte er

Das Königsspiel

Von Herbert Lestiboudois

Wenn's, wie so oft, uns wieder einmal überkam
In jenen Nächten draußen, jenen schlaffen Tagen,
Daß dieses Unausprechliche kein Ende nahm,
Dies Ungefähre in uns, das wir nie durchdrangen,
Das nie Gestalt war, das da wogte und zerging
Wie Schatten bald und bald wie kalte Nebelschauer —
Ein Netz verstrickter, unbedeutbarer Menschentrauer,
Darin die Seele یرrirt, wirrend sich verfang —
Dann, du mein Freund, mein stiller, bester Kamerad,
Mein Bruder du — dann war es tröstliches Beginnen,
Wenn mich dein Wort anrief, an deine Seite bat,
Um Zug für Zug dem Königsspiele nachzusehen,
Dann war es gut, dies Beieinandersein, so nah,
Daß unser Atem über Brett sich traf: wir saßen
Die Nächte durch, gebeugt, zergrübelt — und vergaßen
Was Undeutbares in und über uns geschah.
Der Nachtmund hörte, die Geschütze brüllten dumpf,
Das Echo rollte schaurig durch die schwarzen Wälder —
Wir aber spielten, bis der letzte Kerzenstumpf
Eroschen war am Rand der vierundsechzig Felder.
Sis daß es finster war um Bauer, König, Turm,
So jäh verfinstert wie der Glanz der Königinnen —
Wir hatten nichts mehr zu verlieren, zu gewinnen,
Als rings das Erdendunkel wie der Bruder Wurm.



„Diese Botschaft kenne ich doch, die ist ja von mir. Ich bin nur neugierig, wer diesmal darauf hereinfällt!“

Lo spirito di Wilson: „Questo messaggio lo conosco, l'ho fatto io. Sono curioso di vedere chi questa volta ci cade dentro!“,

dem Major, so gut er es konnte. So begab es sich, daß der Fuchs-Olle am selben Abend in einer Ecke des Kornspeichers auf einem wackligen Melkschemel saß. Neben ihm in einer Flasche stand der köstliche Whisky des Majors, und quer über seinen Knien hielt er das unselige Jagdgewehr, das man ihm wieder ausgehändigt hatte. So vergingen einige Tage, Olle schlief tagsüber und verbrachte die Nächte im Kornspeicher in Gesellschaft der Whiskyflasche und der Büchse. Als er am vierten Abend über die Schwelle trat und die Tür hinter sich schloß, warf er nicht einmal mehr einen Blick nach der linken Ecke, in welcher der Sarg gestanden hatte, sondern ging gleich nach dem Lager, das er sich bereitet hatte und bald lag er in tiefem Whiskyschlummer.

Aber auf einmal erwachte er. Er streckte sich und nahm einen Schluck aus der Flasche. Waren da Mäuse? — Da raschelte etwas im Speicher. Ein Deckel wurde aufgelegt! Fuchs-Olle griff nach seiner Büchse und starrte ins Dunkel. Plötzlich wurde er völlig wach. Die Spannung kitzelte ihm den Magen, seine Finger zitterten wie in Jagdfeber. Schwere Schritte schlürften vorüber. Zwei schwarze Schatten — ein Sarg...

Olle stieß einen fürchterlichen Schrei aus. Dann brannte er einen Schuß ab und taumelte auf sein Lager zurück. Der schwarze Leichenzug raste nach der Tür. Schreie hallten. Mit einem Krach fiel der Sarg auf den Boden. Als Olle wieder zu sich kam, stand der Major im

Mantel mit bloßen Beinen neben ihm. Mitten auf dem Fußboden lag ein Mann mit gefesselten Händen neben dem offenen Sarge, der mit Korn angefüllt war. Fünf bis sechs Mägde und einige Knechte liefen von einer Kornkiste nach der anderen.

„Ja, hier haben sie etwas genommen, und hier.“
„Für 150 Kronen Roggen haben sie gestohlen“, rief der Verwalter. „Ja, mindestens für 150 Kronen!“
„Jesses, Jesses“, schnatterten die Mägde. „ach du meine Zeit, und wir glaubten, es sei eine ehrliche Leiche!“

Aber der Major klopfte Olle auf die Schulter und versprach ihm goldene Berge und grüne Wälder. Und Fuchs-Olle blinzelte unter den roten Augenbrauen in selbiger Betrunkenheit.

(Aus dem Schwed'schen von Ilse Meyer-Lüne)

DAS KLEID DES GLÜCKS

VON GIGI VIVIANI

„Du siehst blaß aus, Kleines.“

„Aber ich habe heute Nacht nicht geschlafen.“

„Warum?“

„Dell du nicht da warst. Aber wir wollen nicht von mir reden. Erzähl von deiner Reise! Erzähl von allen Dingen von der blonden Frau, zu der du gefahren bist!“

„Sprechen wir von ihr?“

„Aber ich möchte eigentlich gar nicht von ihr sprechen, lieber von mir. Ich wünschte auch, die beiden hätten in Paris einzig von mir gesprochen; er meine Gaben preisend; sie: unbändig neidisch auf unsere Grobe, mich einzig und unvergleichlich dünkende Liebe.“

„Hast du dich von mir erzählt?“

„Natürlich.“

„Was hat sie gesagt?“

„Ich habe ihr die Fotos von dir gezeigt. Sie sagte, du wärest sehr hübsch.“

„Oh das aufrichtig gemeint war?“

„Sie hatte ja keinen Grund, zu lügen. Als einstige Geliebte hätte sie eher alle Ursache gehabt, das Gegenteil zu sagen.“

Trotzdem, ich fühle mich durch diese Großmut, die ich insinktiv durchschaue, in keiner Weise verpflichtet. Diese Frau ist, glaube ich, viel zu klug, als daß sie auch nur im Entferntesten etwas gegen mich vorbrächte.

„Was sagtest du denn, als sie dich wiederstarr?“

„Ausgeschimpft hat sie mich, weil ich mit einer Verzärtung von anderthalb Tag eintraf.“

Diesmal bleibe ich wie vom Schlag gerührt stehen und starre ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Ist es möglich, daß es eine Frau gibt, die fähig ist, ihn auszuschimpfen? Daß eine Frau den Mut fand und die Geschmacklosigkeit besaß, ihm hüliche Worte zu sagen?

Pötzlich fällt er mich bei den Schultern (meine ihm unerklärliche Bestürzung belüftet ihn) und dirigiert mich zu einem Wagen, mit dem wir nach Hause fahren. Nun muß ich unbedingt alles wissen, was in den dreißig Stunden seiner Abwesenheit geschehen ist, die der Mann, der mich liebt, mit einer herausfordernd schönen, klugen, blonden Frau verbrachte, die er vor zwei Jahren geliebt hat. Sie rief meinen Geliebten unvermutet nach Paris, zur Erledigung etwelcher Geschäfte, bei denen seine Gegenwart und sein Rat unentbehrlich waren. Mit jenem Fatalismus, der meine zweite Natur ist, ließ ich ihn reisen. Ich wollte ihn nicht begleiten, weil es wie Müttrauen ausgesehen hätte, als läßt sein Treue nicht sicher. „Ist sie noch sehr schön, die blonde Frau?“

Er antwortet nicht gleich, weil er einem anderen Gedanken nachhängt, der ihn nicht losläßt.

„Ich mag dieses ängstliche und verzweifelte Gesicht nicht sehen, Kleines. Es wäre mir lieber gewesen, du hättest auf mich gehört und mich begleitet; so hättest du sehen können, wie grundverschieden meine Liebe zu dir von der Liebe ist, die ich zu ihr hegte.“

Zu Hause angekommen verspüre ich so etwas wie ein Gefühl der Bewältigung: ich hänge zärtlich an meinem kleinen Helm, das beläuhnt schön ist von Teppichen durchwürt, von Vorhängen verdundelt, von Licht durchströmt, wenn ich bei Sone die Fenster aufreibe, und das so still ist, als läge es irgendwo versteckt auf dem Lande und nicht inmitten der Stadt, und ich weiß, auch mein Geliebter ist gern in meinem Helm, und ich scheine ihn wiederzugewinnen, nun er ins Nest zurückkehrt ist.

„Du hast auf meine Frage nicht geantwortet: ist sie noch sehr schön, die blonde Frau?“

Er raselt sich gerade (die Stoppeln von nahezu zwei Tagen) und antwortet mit kleinen Pausen; er lacht über meine Besorgnis, die ich mir zwar nicht anmerken lassen will, aber mit jedem Wort verrate.

Sie ist noch sehr schön. Als ich nur mit meinem großen Köcherchen ankommen, protestierte sie gleich: warum ich nicht den Smoking mitgebracht hätte. „Warum nicht gar den Frack?“

Er merkt nicht, daß ich im Begriff bin, böse zu werden.

„Für den dreitägigen Aufenthalt in Paris hatte sie so viele Toiletten mitgebracht, wie für vierzehn Tage ausreichen würden oder noch zu viel als

am Vormittag und war äußerst gereizt, weil ich keinen Abendanzug mitgebracht hatte und sie diese Vorzähle, die ich nicht überwinden kann und sie einen dritten Pelz entfallen wollte, einen Hermelin, den schönsten der acht in Frankfurt existierenden.“

Ich sehe zaghaf an meinem schmucklosen seidenen Fächchen hinab. Und gleich demütigt mich diese Vorzähle, die ich nicht überwinden kann und die mich zu ersticken droht.

„Na und?“

„Wir sind in die Umgebung von Paris gefahren, mit ihrem Auto, einem deutschen Wagen, Sporttyp, wunderhübsch. Sie hat ausgezeichnet chauffieren gelernt. Wir sind auch die Pferde ansehen gewesen, die sie für ihren Berliner Rennstall gekauft hat. Zwei prächtige Kerle.“

„Kann sie reiten?“

„Wie eine Amazone.“

„Und dann?“

„Dann ist sie nach Hause gefahren, in der Nacht. Ich sollte sie nach Deutschland begleiten. Zum Glück hatte ich kein desolates Visum.“

„Andernfalls hättest du sie begleitet...“

Er dreht sich unversehens um (auf die Gefahr hin, sich zu schneiden).

Übrigens, Kleines, ich hab dich noch nie so gesehen.“

„Mag sein. Du bist ja auch noch nie verreisst, um dich mit einer blonden Frau zu treffen, die dir nicht gleichgültig war. Im Grund hatte ich nicht unrecht, wenn ich annehme, daß die blonde Frau mehr an eine Vergnügungsreise dachte als an eine geschäftliche Besprechung. Das beweisen die vielen Toiletten und Pelze, die sie mit nach Paris nahm.“

„Wahrhaftig. Das hab ich weder gedacht noch gemerkt.“

„Wie bescheiden!“

„Nein, tatsächlich.“

Zum zweiten Male verstumme ich. Ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll. Ich sehe meinen Geliebten neben der blonden Frau sitzen, die es an die Nasenspitze in ihren Pelz gehüllt ist und möglich virtuos in ihren mächtigen, luxuriösen Wagen zu steuern sucht; ich sehe meinen Geliebten am gedeckten Tisch der blonden Frau gegenüber sitzen, die überlegant angezogen und mit Brillanten und Perlen beladen ist; ich sehe ihn, wie er mit seinen Händen leicht die bebenden Nüstern seiner roten Rennpferde sträufelt, und neben ihm steht die schöne, sportliche Frau, ihr ganzes Wesen ist so grundverschieden von meinem, so fern, so unendlich viel verlockender als meines, daß mich wieder das Bewußtsein meiner Minderwertigkeit überkommt und mich im Halse würgt. Ich hätte große Lust, zu weinen. Auch mein Helm gefällt mir nicht mehr. Die Möbel, die ich mitgebracht habe, den Antiquitätenhändler ausgesucht hatte, kommen mir alt und verbraucht vor, die Kissen banal, die Teppiche ärmlich. Mein Mantel und das Filzhütchen, das ich beim Nachhausekommen auf einen Stuhl geworfen habe, sind und bleiben ärmlich, geschmacklos und unlegant, auch wenn er mir gut stehen und mich jünger machen. Nichts gefällt mir mehr. Auch ich selber nicht. Im Gegenteil, ich wundere mich, daß ich meinem Geliebten gefalle, wo ich doch nicht blond bin, nichts Schönes anzuziehen habe, keine kostbaren Pelze besitze.

„Was hast du denn? Du sprichst doch gar nicht mehr mit deinem armen Freund, der in so übergroßer Eile zu seinem Kleinen zurückgekehrt ist.“

„Und wann habt ihr von euren Geschäften gesprochen?“

Gleich nachdem ich angekommen bin. Eine halbe Stunde im ganzen.“

„Ach!“

Tränen schießen mir in die Augen, und ich kann sie nicht länger zurückhalten. Er stäubt sich mein kölnisches Wasser ins Gesicht und sieht mich an.

„Du weinst?“

„Er schließt mich sogleich in seine Arme.“

„Warum weinst du? Bist du nicht glücklich, daß ich umgehend nach Hause gekommen bin, daß ich dir herzlich erzählt habe, was geschehen ist, was wir gesprochen haben?“

„Nein.“

„Er bleibst mich entsetzt an.“

„Du bist unglücklich?“

„Ich bin unglücklich, weil du bei deiner Rückkehr solch ein ärmliches Kleines vorgefunden hast, ohne Schmuckstücken, ohne Pelze, dazu bestimmt, zu Fuß vom Bahnhof nach Hause zu gehen... Mein Geliebter Kleines Dummkopf... Wie kannst du glauben, ich interessiere mich für einen Luxus, der nicht mir gehört.“

Er versteht nicht, versteht nicht meine Qual, die mich erfüllt und die ich dennoch als unwürdig empfinde; aber er ist so stark, daß ich nicht hindern kann, wenn sie mich pelzig... Mein Geliebter macht sich zum Baden zurecht; ich lasse ihn allein und ziehe mich in meinen Salon zurück, wo ich weinen kann, ohne daß er es sieht, und wo ich versuchen will, mich wieder mit mir selber auszusöhnen mit meinem Heim und meinen Kleidern. Ich weiß, nur wenn ich allein bin, kann ich mich zu mir selber zurückfinden. Niemand, nicht einmal mein Geliebter könnte mir mein Selbstbewußtsein wiedergeben. Ich weiß nicht, ob meine Zärtlichkeit das Wohlgefallen aufzuwiegen vermag, das ein Hermelinmantel, der schönste der acht in Frankfurt existierenden, den Sinnen und Augen bietet.

Ich glaube, in diesem Augenblick würde ich mit Wonne jenen kostbaren Pelz vernichten, der sich mit königlicher Miene voll Verachtung gegen mich wendet, aber ich könnte ja sagen, es mache mir nichts aus. Das ist aber nicht wahr. Er schmerzt mich tief, daß ich ihm, der so viel Schönheit geübt, nicht erhabener Schönheit zu bieten vermag, die ihm alles vergessen lassen könnte, was seine Augen bis gestern sahen. Aber ich kann es nicht, und diese Unfähigkeit betrübt mich; es ist, wie wenn jemand schwarz krank ist und zweifelt, je wieder gesund zu werden.

„Kleines!“

Ich zucke zusammen wie auf frischer Tat ertappt.

„Was ist?“

„Kleines, ich bin ins Bett gegangen, weil ich so müde und abgespant bin. Bist du nicht auch recht abgespant?“

„Nein.“

„Oder wenigstens müde?“

„Nein.“

„Du darfst nicht herüberkommen und mir beim Schlafen Gesellschaft leisten?“

„Nein.“

Es ist nicht wahr, daß ich nicht will. Ich will nur nicht, daß er abermals mein allzu bescheidenes Kleiden dem anderen, dem allzu üppigen Kleide gegenüberstellen kann; ich will nicht, daß er meine bescheidenen Wünsche unzufrieden mit der wer weiß wie mit Spitzen und Stickerei verzierten der blonden Frau vergleicht... Aber plötzlich kommt eine ungeheute Süßigkeit über mich, und ich schauer durchfährt mich, der auf mich übersprang, als mein Geliebter mich rief.

„Kleines, ich fröre. Wenn du mich nicht wärmen kommst, kann ich nicht einschlafen...“

Diese Ausrede kenne ich, damit maskiert er den Wunsch, mich ganz eng in seine Arme zu schließen. Und instinktiv lasse ich mein Kleiden fallen, die Hüschen, die Strümpfe... Ich werde mich umbringen, wie ich bin, ohne elegante Toilette, ohne ständiges Hemd, ohne langes blondes Haar. Ich werde ihm meinen kleinen bloßen Körper darbringen, mit der weißen Haut, dem Bubenkopf, der leisen Anschließbarkeit und dem Geheimnis der Lust, das ihn berauscht. Und ebenso wie ich weiß, was sein Reise betrete mich die Kammer, die mich wohnt und freundlich wie ehedem, schön wie ehedem ist und mir wieder gefällt.

Er empfängt mich mit einem kleinen Freuden-schrei und richtet sich im Bett auf.

„Oh, Kleines, endlich! Du hast mich noch nie so lange warten lassen. Komm schnell, denn wirst dir in diesem Kostüm den Schnupfen holen!“

Er lacht. Er ist bei mir wieder zum Kinde geworden. Und ich eile in seine Arme und freue mich meiner Nacktheit.

„Ich habe nichts Schöneres anzuziehen als das!“

sage ich mit schwachem Lächeln und verberge mein Gesicht ihm zwischen Hals und Schulter.

„Ich weiß nicht, ob es in Frankfurt auch schönere oder weniger schöne Feile...“

„Still! Frankfurt existiert nicht mehr, Hermelin verabscheue ich, Autos sind mir widerlich, Rennpferde sind etwas Unangenehmes, mein Kleines dagegen ist das Glück.“

Ich schließe die Augen, um andächtig das einzig-dastehende Kleid vorzuführen, das keine Schneiderin kooleren kann: das Kleid des Glücks.

(Aus dem Italienischen von Thea Weide.)

Das strenge Mädchen

(R. Kriesch)



„Aber Lisbeth, auch in einer ungebügelten Hose kann ein Mann mit seelischen Qualitäten stecken!“
„Und du glaubst, daß die durchs Bügeln leiden würden?“

La ragazza severa: „Ma, Lisetta, anche entro calzoni non stirati può esservi un uomo con belle qualità di spirito.“
„E credi tu che queste potrebbero soffrir danno dalla stratura?“

EINE VERTEUFELTE SACHE

VON HANS REIMANN

Ortrud kam aus dem Kino. Ihr Mann hatte einen Geschäftsfreund aufgesucht, mit dem er freundschaftlichen Verkehr aufricht erhalten mußte. Man konnte ihn getrost allein lassen. Der Geschäftsfreund hatte keine Töchter, sondern nur einen im Stimmwechsel befindlichen Sohn sowie eine Gattin, die auch einem weniger anspruchsvollen Menschen als Ortruds Mann ungefährlich war.

Es regnete in Strömen. Ortrud pferchte sich in eine überfüllte Straßbahn. Das letzte Stück mußte sie laufen, da half alles nichts, denn bis zum Stadtrand war der Fortschritt noch nicht fortgeschritten.

Unterwegs fingerte sie in der Handtasche vorsorglich nach dem Hausschlüssel. Er machte sich durch hartnäckiges Fehlen bemerkbar. Ortrud trat unter einen dichtbelebten Baum und kramte hastig alles um und um. Kein Schlüssel. Sie trabte

weiter und zerbrach sich den Kopf, warum und wo sie den unentbehrlichen Gegenstand vergessen haben und wer daran schuld sein mochte. Sämtliche diesbezüglichen Fragen blieben offen. Sie wohnten in einem Zweifamilienhaus. Die andere Partei war mit Sack und Pack verneigt. Ortrud zögerte, ehe sie dem verschlossenen Gebäude tropfend näherstrebte. In der Nähe befand sich ein Telefonautomat. Das merkte sie als letzte Rettung vor, obschon ihr peinlich war, bei Erwins Geschäftsfreund anzuläuten.

Sie landete vor dem finsternen Haus. Läutete. Nichts. Folglich war Erwin noch nicht eingetroffen. Sie rannte zum Fernsprecher und rief an. Ein verschlafener Baß, zunächst unwirsch, dann mühevoll wirsch, bedauerte, daß Erwin weder da gewesen sei, noch daß man ihn erwartet habe. Bedauerte außerordentlich.

Es war dreiviertel zwölf geworden. Ortrud jagte

zurück — umwölkt von schwärzlichen Gedanken, durchweicht vom unaufhaltsamen Regen, schwankend zwischen heller Verzweiflung und krampflingem Optimismus. Auch ein boshafter Racheplan spukte im Hintergrund.

Nach wie vor lag das Haus in unbarmherzigem Dunkel. Ortrud sagte etwas Unschönes vor sich hin.

Die Lampe im Herrenzimmer war noch warm. Das konnte man allerdings nicht von draußen feststellen. Die Lampe im Schlafzimmer war einen Grad wärmer. Auch dies bilab der guten Ortrud verborgen. Leise weinend, hockte sie sich auf die oberste Treppenstufe und wartete auf Erwin, den Gatten.

Erwin, der Gatte, duselte soeben ein. Er hätte seinen Plan aufgegeben, den Geschäftsfreund anzurufen, statt dessen im „Möh'ran" einige Partien Billard gespielt und sich wieder nach Hause verflücht. Ortrud war selbstverständlich noch nicht aus dem Kino zurück. Sicher hatte sie eine Freundin getroffen und tratschte irgendwo mit ihr. Erwin war seiner Ortrud durchaus treu, und Ortrud war ihrem Erwin treu, das stand fest wie das Einmaleins. Sie würde schon kommen, ihn schlafend finden, sich geräuschlos ins Bettchen legen und morgen früh an seiner Seite erwachen — wie gewohnt und obrigkeitlicherseits genehmigt. Mit der satten Zufriedenheit eines braven Haushaltvorstands schnarrte Erwin leise in die Kissen.

Im Morgendämmer platzte Ortrud ins Schlafzimmer, nachdem sie von der Aufwartefrau eingelassen worden war. Es entstand ein bewegter Morgen. Ortrud glaubte ihrem Gatten keine Silbe.

Bestimmte war er, während sie schlummerte, behutsam über sie hinweggestiegen, um sein nächstliches Abenteuer nicht zu verraten. Erwin empörte sich über diesen ungehauerlichen Verdacht und drehte den Spieß um. Hatte sie einen Zeugen dafür, daß sie die geschlagene Nacht im Haustor gehockt hatte? Erwins Gewährsmann, der Billardpartner, kam bis elf Uhr in Betracht. Ortruds Gewährsmann, der wirsch gewordene Geschäftsfreund, hätte lediglich ihren abendlichen Anruf, die Aufwartefrau hingegen ihre morgendliche Anwesenheit vor der Tür zu bestätigen vermocht. Im übrigen klappte da eine Lücke, die mit Mißtrauen, Verdächtigungen und Vorwürfen auszufüllen dem Gemahl anheim gestellt blieb. Ortrud drehte ihrerseits den Spieß um, doch Erwin erbrachte ohne weiteres den Nachweis, daß er mit Wachs in den Ohren geschlafen habe, weil ihn ein quakender Frosch schier verrückt gemacht habe. Dem Geräusch nach zu urteilen, war das Biest mindestens so groß gewesen wie ein Kalb. Er trage sich mit der Absicht, einen Jagdschein zu beantragen. Woraufhin Ortrud sich entriestete, er möge bitte die Angelegenheit nicht ins Lächerliche ziehen. Woraufhin Erwin beteuerte, es sei ihm heiliger Ernst.

Diesen Stoff klemmte sich der Teufel unter den Arm und verteilte ihn in mehreren Abschriften. Bald erzählte einer am Stammtisch die Geschichte als wahres Erlebnis seines Schwagers. Im Frisirladen wurde sie von einer Dame als die Tragödie einer jung verheirateten Freundin berichtet. Ein Ehemann servierte sie als auf der Trabbahn erlauscht und knüpfte daran belehrende Ausführungen über die Sinnlosigkeit der Eifersucht. Ein Filmschiffsteller verlegte die Begebenheit der Reihe nach in den wilden Westen, den zarten Norden und den charmanteren Süden, umrankte das Hörstückchen mit Historie, merzte die Historie wieder aus und ließ den Vorfall um 1900 spielen, gestaltete ihn jedoch, die Jahrhundertwerte verwerfend, zu einer Ulaubermovelle um, durchblätterte Ganhofer, Karl May, Wilhelm Raabe und Gottfried Keller und legte schließlich den Stoff in die Mappe „Unerledigt, aber dringend“.

Ein Dichter hängte das Thema einige Tage zwischen die Doppelfenster, holte es dann herin und garnierte das Ganze so lange mit Versen, bis vom anekdotischen Kern aber auch nichts mehr zu erkennen war.

Der Teufel grinste in seinen Spitzbart und lauerte.

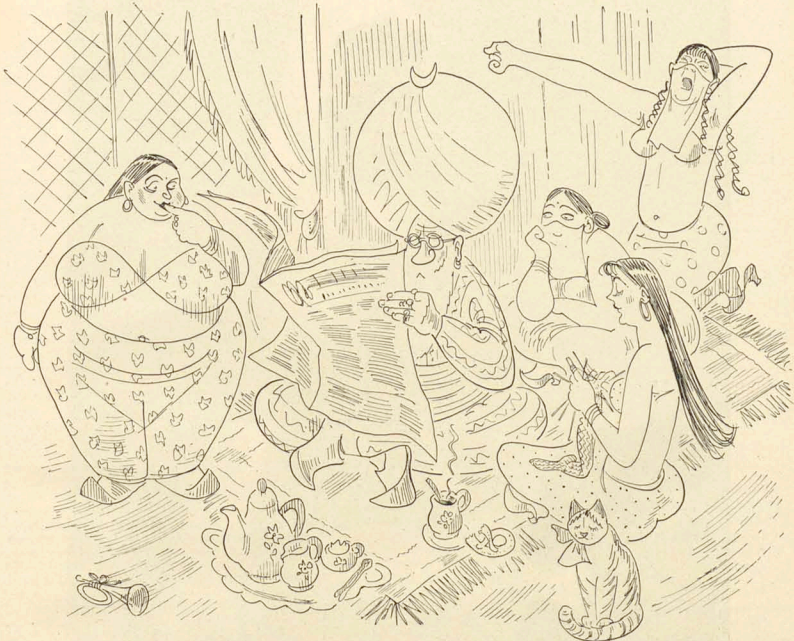
Training - Allenamento

(O. Herrmann)



„Siehst du, Ria, nun kann ich bereits dämonisch schauen — aber es strengt mich noch furchtbar an!“

“Vedi, Ria, ora posso già fare gli occhi diabolici. Ma che fatica terribile lottare per me!”



Bisher hatte keiner der Belieferten das Wesentliche getroffen. Konnte man Ortrud trauen? Konnte man Erwin trauen? Hatte Ortrud gefunkert? Hatte Erwin gefunkert? Hatten beide gefunkert? Hatten beide die Wahrheit gesagt? Die Zeit war gegen den Teufel. Seine Hoffnung schwand. Nirgendwo ward in einer Apotheke heimlich nach Zyankali gefragt, in den Waffelläden erschienen lediglich die alten Kunden und ersuchten um Schrot oder Rehpasten, die Seiler bemerkten keine wesentliche Umsatzsteigerung, die Gasanstalt buchte nicht den geringsten Mehrverbrauch, Axt und Hämmer wurden im selben Umfang verlangt wie ehedem, und die Feuerwehr hatte weder Leidenschaftsäußerliche zu löschen noch zerhackte Kommoden wegzuräumen. Dem Teufel schwante, daß er sich mit seiner Geschichte verspätet habe. Trotzdem saß er noch immer und lauerte.

Bis eines Tages Ortrud und Erwin davon vernahmten sich augurisch anlächelten. Binnen kurzem hatten sie den Urheber der Albernheit erkannt und begaben sich Hand in Hand zu ihm.

Der Teufel erblickte bis in den Schweiß, als er die beiden nahen sah. Ortrud hatte sich vorgenommen, schnippsig aufzutreten, aber wie die Frauen so sind: im entscheidenden Moment klappte sie um, klopfte dem Teufel leutselig auf die zot-

tige Schulter und sagte: „Sie haben zuviel schlechte Romane gelesen, mein Lieber!“

Erwin aber, durch die Sanftmut seiner Gattin aufgebracht, pflanzte sich breitbeinig vor dem Höllenhäuptling auf und donnerte: „Wissen Sie, was Sie mich können? Sie können mich am Berlichingen ergötzen...“

Da entschwand der Teufel unter Hinterlassung von allerhand H.S.

Erwin und Ortrud sind endgültig versöhnt. Bei allen anderen, die davon wußten, ist längst Gras über den Vorfall gewachsen. Mich aber zwickte und

zwackte es, dauernd ging mir die verteuflerte Sache durch den Kopf. Wie, sagte ich mir wieder und wieder, wenn uns Ortrud und Erwin, in stillschweigendem Einverständnis, geliebt hätten? Und ich sprach mit jedem von beiden unter vier Augen. Ortrud versicherte mir, nicht im Kino gewesen zu sein. Erwin versicherte mir, nicht Billard gespielt zu haben. Im trauten Beisammensein war der Abend von ihnen verbracht worden. Der Teufel hatte das Ganze aus der Luft gegriffen.

Auf so plumpe Weise entstehen oft beinahe Tragödien.

Von der bewußten Einladung

Ich hörte, wie ein Mann ganz empört zu einem andern sagte: „Der Ding ist schon ein ganz impertinenter Mensch!“

„Hat er dir 'leicht oppes an'tragen?'“ fragte sein Freund.

„Da wär nix dabel!“, erwiderte der andere, „das ist man gewöhnt, das ist böarisch — aber woast, was er zu mir gesagt hat! Sie dürfen mich — hat er gesagt — Sie dürfen mich, wenn ich einmal Zeit habe! So ein impertinenter Mensch!“

*

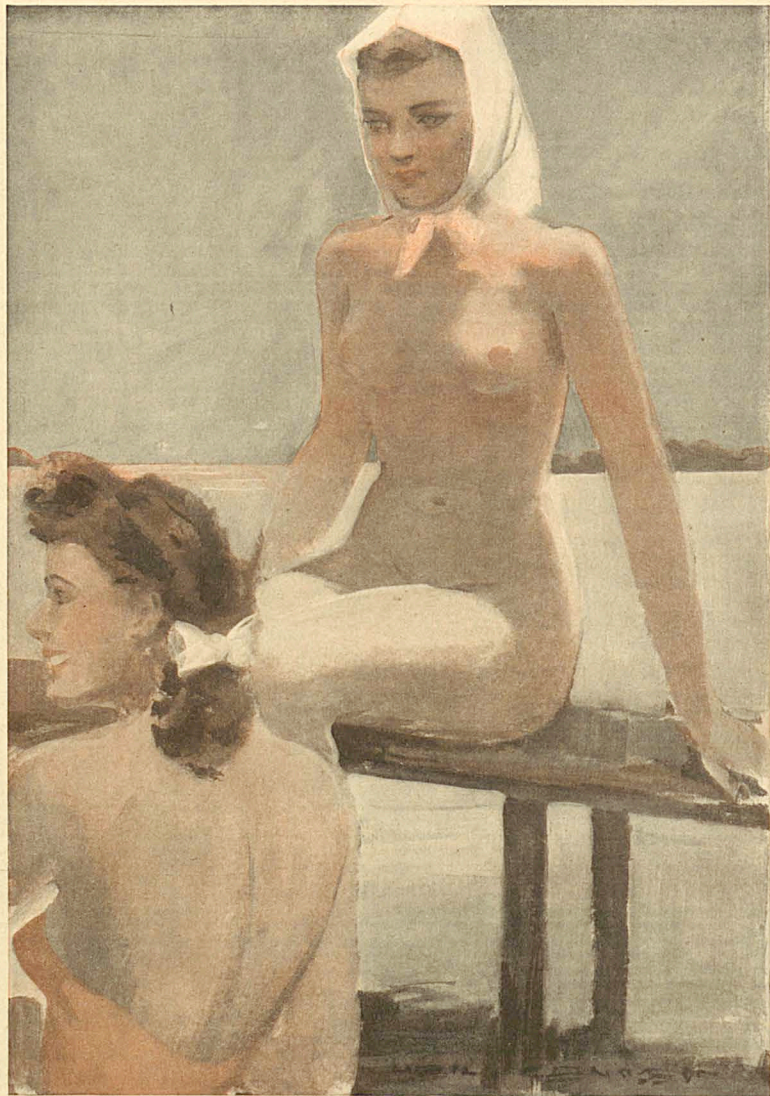
Das Amt hatte dankenswerterweise verfügt, daß zur Vereinfachung des Verkehrs in Zuschriften aus Publikumskreisen die Höflichkeitsskelen gänzlich wegfallen und „auf knappstem Raum in der natürlichsten Form“ geantwortet werden möge.

„Daran soll's nicht fehlen!“ sagte der Hinterwimmer Beni, von dem irrtümlich ein Betrag eingefordert worden war, den er schon vor längerer Zeit bezahlt hatte. Er schrieb auf die Umselste der Mahnung: „Am A...“ Aber das war dem Amt auch wieder nicht recht.

P. Sch.

Ohne Badeanzug

(K. Helligenstaedt)



„Ich finde, das Wasser ist heute furchtbar kalt!“

„Du hättest halt mehr anziehen sollen!“

BEINAHE EIN WUNDERMANN

VON FRITZ MICHAEL

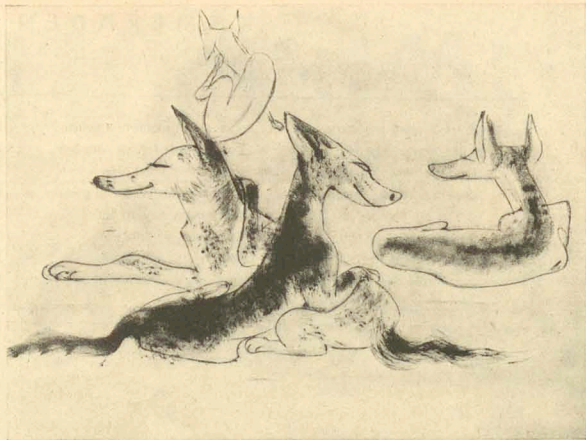
Er war ein Siebenmonatskind, d. h. er hatte, als seine an und für sich gleichaltrigen Kameraden das Licht dieser einmaligen Welt erblickten, schon Ereignisse von zukunftschwangerer Bedeutung hinter sich. Er war in der gesamten Verwandtschaft herumgereicht worden. Tanten hatten ihn geküßt, ohne sich um sein entsetztes Schreien zu kümmern; sie hatten ihn goldig, süß und reizend gefunden, obwohl er nur ein kleines rotes Bündel war, und sie hatten gewünscht, daß er ein Wunderkind werden möchte. Dieses schien er sich zu Herzen genommen zu haben, denn er wurde es wirklich. Aber nicht etwa, daß er irgendein Wunderkind geworden wäre, nein, er war ein Wunderkind mit allen Schikanen, ein Hyperwunderkind.

Als seine schon oben erwähnten Lebensgenossen noch Datl statt Vater sagten, sprach er schon französisch, koptisch und malaiisch perfekt. Nachdem er einmal diese Umgangssprachen beherrschte, fielen ihm auch die anderen bedeutend leichter und nach kurzer Zeit übersetzte er Karl May ins Sanskrit und in dreißig indische Dialekte. Sein Zahlengedächtnis war mehr als enorm. Mit fünf Jahren behielt er eine einunddreißigstellige Zahl mit Quersumme, nachdem man ihm diese einmal vorgelesen hatte. Außerdem wußte er alle Zahlen über die Gewinnung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen und industriellen Rohstoffen im Britischen Weltreich in den Jahren 1801 bis 1911. Piston, Mandoline, Okarina und Querflöte spielte er ohne Noten, alle anderen Instrumente, nachdem ihm die Handhabung einmal gezeigt worden war. Seine Eltern waren stolz auf ihn und hatten sein Bild auf dem Vertiko stehen. Daneben stand eine Vase mit verwelkten Gräsern und eine Gruppe „Hirsch ein Reh verfolgend“, letzteres hatte er aus einer Bierflasche selbst geblasen.

Er war aber nicht nur künstlerisch begabt, sondern auch praktisch. Aus einer alten Kehrschaufel verfertigte er eine handgehmerte Obstschale, die, nachdem sie versilbert worden war, eine Zeitlang im Schaufenster eines Goldschmiedes gezeigt wurde.

Während den anderen Altersgenossen noch die Nase lief, ohne daß sich jemand so recht darum

(Hanna Nagel)



„Glaub mir, mein Kind: wenn auch ich damals meinem Herzen nachgegeben hätte, wärest du heute ein Affenpinscher!“

“Credi, figliuolo mio, se anch'io avessi ceduto allora al mio cuore, oggi tu saresti un cane grifone!..”

gekümmert hätte, und sie sich bei Balgereien die Hosenböden zerrissen, schrieb er einen Roman. In seinem fünfzehnten Lebensjahr endlich rutschte er auf einer Bananenschale aus. Statt sich aber das Schlüsselbein zu brechen, rettete er sich durch einen Salto rückwärts, kam aber einem Lastauto zu nahe und wäre ohne Zweifel überfahren worden, wenn er sich nicht — gelistesgegenwärtig wie er war — unter die Mitte des Wagens gerollt hätte, so daß dieser, ohne selbst Schaden zu nehmen, über ihn hinwegfuhr und nur einen Tropfen Öl auf seiner Krawatte hinterließ.

Er war alles, was man sich denken konnte: Künstler, Artist, Athlet usw., daneben spielte er Polo, Golf, Skat und Rommé, obgleich letzteres verboten war.

Den Tanten wurde er nun nicht mehr herumgeleitet. Diese hatte er schon längst wie Marie-Louise hinter den Kulissen des Lebens verschwinden lassen, obwohl er doch nur ihren Wünschen seine Fähigkeiten verdankte. Aber Undank ist der Welt Lohn, auch bei Wunderkindern. Er wurde einem internationalen Publikum vorgeführt, welches wie wahnsinnig klatschte, als er sich selbstbewußt lächelnd auf der Bühne zeigte, eine rote „Hautden-Lukas-Rose“ im Knopfloch, die er als Dreißigjähriger bei einem Schützenfest geschlagen hatte, wobei der Mast, an dem der Lukas hochsauste, zerbrochen war.

Inzwischen war nun auch die Zeit gekommen, in der er ein Mann hätte werden sollen, natürlich nur, was das Alter anbetrifft, denn in den anderen Sparten war er schon längst. Aber ein Wunderkind ist schon eine Seltenheit, ein Wundermann dagegen ist noch seltener. Im Alter neigen wir alle dazu, an einem behaglich ausvaluetierem Lebenslauf Geschmack zu finden. Daß er diese Neigung auch verspürte, sollte ihm zum Verhängnis werden. Das Schicksal, das ihn für eine so außerordentliche Laufbahn vorgesehen hatte, nahm ihm seinen neuen Entschluß recht krumm. Noch während er mit der Beschaffung der Watte für den besagten Lebenslauf beschäftigt war, stach ihn eine an und für sich harmlose Mücke und — — jedenfalls am anderen Tage war er tot.

DER ALTE LÖWE

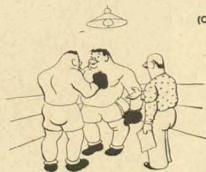
VON PETER SCHER

Guter Gott, mit drei noch festen Zähnen muß er sich ein grimmiger Löwe mähen; aus erschöpftem Busen muß er brüllen, traurig nur er sein Gebrest enthüllen: Daß er nicht mehr ist, was er gewesen — aber Sprung und Tanzenschlag zu mimen, das will einem Opa nicht geziemen.

Ach, wie gern nür er nicht auf der Höhe, säß vorn Hütchen, fing mit Andacht Flöhe, wedelte bescheiden mit dem Schwweifchen, kröhd wohl auch mal durch ein Kindererfischen — aber Sprung und Tanzenschlag zu mimen, das will einem Opa nicht geziemen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Die beiden Boxer gingen aufeinander los. Höflich fragte der eine den anderen: „Ich will Ihnen die Sache gem. angenehm machen — was für Traumbilder wünschen Sie?“

*

Ein Mädchen im Gebirge schenkte mir sein Vertrauen und erzählte von dem Heiratsantrag, den der Lenz, ein Holzknecht, ihr mit dem schlichten Satz gemacht hatte: „Magst mi oder magst mi net? Wenn d' mi magst, is guat un wenn d' mi net magst, nacha kost mi...“ Ich fragte: „Und was hast du ihm geantwortet?“ Worauf sie: „Koan vo di zwoa Antråg ha i ang'nomma.“ P. Sch.

KÄMERÄDEN

Von Wilhelm Pleyer

(E. Thöny)

Kamerad, wenn wir marschieren
In das fremde Land hinein,
Wenn wir singen, musizieren,
Tönt ein dunkles Fragen drein:
Ich oder du, du oder ich,
Einer muß der Erste sein,
Ich oder du, du oder ich,
Tönt ein dunkles Fragen drein.

Kamerad, du sollst dich freuen,
Daß der beste Freund noch dein,
Unter Älten, unter Neuen
Noch marschieren wir zu zwei'n.
Ich oder du, du oder ich,
Einer muß der Erste sein,
Ich oder du, du oder ich,
Noch marschieren wir zu zwei'n.

Kameraden gibt es viele
Und kein Mensch ist ganz allein,
Treu marschieren sie zum Ziele,
Fröhlich schwenken sie den Wein.
Ich oder du, du oder ich,
Einer muß der Erste sein,
Ich oder du, du oder ich,
Und der andre schwenkt den Wein.

